

Jasmin Darznik
Aus Liebe zu ihr

Buch

Nach dem Tod ihres deutschen Vaters kehrt Jasmin in ihr Elternhaus in Kalifornien zurück. Beim Aufräumen findet sie ein Hochzeitsfoto, auf dem ihre noch sehr junge Mutter Lili mit einem fremden Mann abgebildet ist. Erst sechs Monate später spricht sie die ältere Frau darauf an, doch diese antwortet nur vage und ausweichend. Umso überraschter ist Jasmin, als sie einige Zeit später zehn Kassetten zugeschickt bekommt, auf denen die Mutter ihre eigene Lebensgeschichte und die ihrer Familie erzählt. *Aus Liebe zu ihr* beschreibt das Streben dreier Frauengenerationen einer iranisch-amerikanischen Familie um die Anerkennung, den Respekt und die Liebe ihrer Angehörigen.

Autorin

Jasmin Darznik wurde in Teheran, Iran, geboren. Nachdem sie einige Zeit als Anwältin gearbeitet hatte, machte sie den Ph.D. in Literatur an der Princeton University. Texte von Jasmin Darznik sind u. a. in der *New York Times*, der *Washington Post*, der *Los Angeles Times* und im *San Francisco Chronicle* erschienen. Sie hat iranische Literatur an der University of Virginia unterrichtet und ist derzeit Dozentin für Englisch und Creative Writing an der Washington and Lee University. Jasmin Darznik lebt in Charlottesville, Virginia.

Jasmin Darznik

Aus Liebe zu ihr

Aus dem Amerikanischen
von Anja Lazarowicz

blanvalet

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel »The Good Daughter. A Memoir of My Mother's Hidden Life« bei Grand Central Publishing, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Januar 2012 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe by Jasmin Darznik
First Published by Grand Central. Translation rights arranged by The Sandra
Dijkstra Literary Agency. All Rights Reserved

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlagmotiv: bürosüd°, München, unter Verwendung von Motiven von
Getty Images / Flickr / Sarka Babicka und Shutterstock / Alaettin Yildirim

Redaktion: Sabine Thiele

ED · Herstellung: sam

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-37717-6

www.blanvalet.de

*Für meine Mutter
und für meine Großmutter*

Prolog

Auf den ersten Blick unterschied sich die Fotografie kein bisschen von den übrigen zerknitterten Schwarz-Weiß-Fotos mit weißem Büttensrand, die wir aus dem Iran mitgebracht hatten, und ich hätte beinahe nicht bemerkt, dass sie ganz anders war als all die anderen alten Bilder.

Das Mädchen auf dem Bild war meine Mutter Lili, und obwohl sie höchstens vierzehn sein konnte, hatte jemand ihre Augen dick mit Kajal umrandet und so viel Lippenstift auf ihren Mund aufgetragen, dass er auf dem Foto schwarz aussah. Das blassblaue Satinkleid saß eng und spannte am Bauch, und unter dem langen, weiten Brautschleier hielt sie sich seltsam ungelenkt. Der Mann an ihrer Seite war nicht mein Vater. Ich hatte ihn noch nie im Leben gesehen. Er trug einen grauen Fedora zum Smoking, und seine rechte Hand, die er meiner Mutter um die Taille gelegt hatte, sah erstaunlich zierlich aus.

Das ist eine Braut, fuhr es mir durch den Kopf, sie war einmal die Braut dieses Fremden.

Beinahe genauso erstaunlich wie diese Entdeckung war der Gesichtsausdruck meiner Mutter auf dem Bild. Sie starrte ins Leere und biss sich auf die Lippen, als würde sie gleich in Tränen ausbrechen. Nie hätte ich gedacht, dass meine stolze iranische Mutter so aussehen konnte.

Benommen hielt ich das Foto in der Hand, unfähig, den Blick davon zu wenden. Ich saß bei meiner Mutter, obwohl ich mir nicht hatte träumen lassen, dass ich noch einmal in dieses Haus zurückkehren würde. Es war an einem Nachmit-

tag, fünf Wochen nach der Beerdigung meines Vaters. Ich half ihr, seine Sachen durchzusehen, und das Foto war aus einem Stapel Briefe herausgefallen, deren persische Schrift ich nicht mehr lesen konnte. Eine versteckte, vergessene und nun auf einmal wiederentdeckte Fotografie.

Ein Iraner würde angesichts einer solchen Entdeckung vermutlich mit den Schultern zucken, den Blick gen Himmel wenden und ihre Bedeutung unter dem Begriff *qesmat* oder Schicksal abhaken. Das war ein Wort, das ich in den Tagen nach dem Tod meines Vaters oft zu hören bekam. *Qesmat* hätte mich nach Kalifornien zurückgeholt, erklärte mir meine Mutter. Ich hatte sie beinahe ein Jahr nicht mehr gesehen, als sie anrief, um mir zu sagen, dass mein Vater im Krankenhaus sei und ich auf der Stelle nach Hause kommen müsse. Ich nahm nicht einmal einen Koffer aus meiner Wohnung an der Ostküste mit. Er starb, ehe mein Flugzeug in San Francisco gelandet war, aber als ich in mein Elternhaus zurückkehrte, konnte ich noch immer nicht weinen.

Meine Mutter und ich trauerten jede für sich, jede auf ihre Art. Ihre Freundinnen waren ständig bei ihr, trösteten sie und weinten und beteten tagelang mit ihr. Ich wollte lieber allein sein. Ich weinte nicht. Drei Tage nach der Trauerfeier fuhr ich meine Mutter zum Flughafen. Gemeinsam sahen wir zu, wie der Körper meines Vaters in einem Sarg mit schwarzem Trauerflor in das Flugzeug gehievt wurde, das ihn über den Ozean nach Deutschland bringen sollte, seine Heimat, die er in den Sechzigerjahren aufgegeben hatte, als er in den Iran ging, um meine Mutter zu heiraten. Für einen Dezembertag war der Himmel an diesem Morgen ungewöhnlich blau und nahezu wolkenlos. *Qesmat*, sagte sie leise, als das Flugzeug unseren Blicken entschwand, und da konnte ich endlich weinen.

Meine Mutter Lili und ich hatten in unserer eigenen Welt gelebt, einer fortwährenden, vertrauten Zweisamkeit, und ich hatte mir nicht vorstellen können, dass es außerhalb dieser Welt noch etwas anderes gab, am allerwenigsten mich selbst. Dann kamen wir nach Amerika, und ich verwandelte mich nach und nach in ein amerikanisches Mädchen. Damals begann sie mir von der guten Tochter zu erzählen. Die gute Tochter lebte im Iran. Sie gab nie solche frechen Antworten, wie ich sie mir in diesem kaputten Land, diesem *kharab shodeh*, zwangsläufig angewöhnt hatte. Sie sagte eigentlich überhaupt nicht viel. Die gute Tochter hörte lieber zu. Und sie wusste stets, wie man sich anständig und bescheiden zu verhalten hatte. Sie streunte nicht allein zum Spielen durch die Straßen. Die gute Tochter saß neben ihrer Mutter und lauschte ihren Worten. Sah sie ein Mann an, senkte sie sofort den Blick. Dabei war sie sehr, sehr hübsch, mit einem reizenden Gesicht und langem, glänzend schwarzem Haar wie die jungen Schönheiten in den persischen Miniaturen.

Mit den Jahren entwickelte sich die gute Tochter für mich zu einer Drohung, einem bösen Omen. Benutzte ich unanständige Ausdrücke, trug ich meine Röcke zu kurz oder ließ ich die Jungen mit mir flirten, war ich nicht mehr meiner Mutter echte Tochter, ihre gute Tochter. »Wenn du so wirst wie die amerikanischen Mädchen, gehe ich in den Iran zurück zu meiner guten Tochter«, sagte sie dann.

Damals glaubte ich, sie hätte sich dieses Mädchen nur ausgedacht, um mir Angst einzujagen und aus mir auch eine brave Tochter zu machen. Es passte zu meiner Mutter, sich solche Geschichten auszudenken, um mich an sie zu binden und vor dem Bösen zu bewahren. Ich wollte jedoch absolut nichts mit der guten Tochter aus der iranischen Welt meiner Mutter zu tun haben. Je weniger ich ihr glich, umso lieber

war es mir. Und als ich das Foto meiner Mutter als junge Braut entdeckte, war ich wie alle Mädchen in diesem Land längst von zu Hause ausgezogen – was eine gute iranische Tochter nie tun würde.

Dennoch blieb ich nach dem Tod meines Vaters vierzig Tage lang in meinem Elternhaus und lächelte und nickte wie die gute Tochter aus den Geschichten meiner Mutter, wenn die Freundinnen mit ihren Spitzenschleiern und sorgfältig geschminkten Augen ihr nachmittags einen Besuch abstatteten. »Was soll nur aus ihr werden?«, flüsterten sie sich zu, während ich ihnen vierzig Tage lang Tee servierte und schweigend zusah, wie sie sie besorgt musterten.

Als ich das Foto fand, war das Haus endlich leer, das Begräbnisritual beendet und der letzte Besucher gegangen. Die Platten voller Datteln, Gebäck und Obst waren weggeräumt, und in jedem Zimmer standen Umzugskartons. Bis in den späten Nachmittag war ich damit beschäftigt, die Kleider meiner Mutter, ihre Kontoauszüge, Rechnungen, Briefe und in Leder gebundenen Fotoalben einzupacken. In einem der Gästeschlafzimmer stieß ich auf die Bücher meines Vaters – Rilke, Kant und Khayyām; außerdem fand ich den Gebetschal meiner Großmutter Kobra, ihre Gebetskette und ihren Koran mit Goldschnitt. Im Schrank in meinem ehemaligen Kinderzimmer entdeckte ich die Zigeunerpuppen, die mir Großmutter vor vielen Jahren im Iran genäht hatte, und ein altes persisches Malbuch, das ich mit Kinderkritzeleien verziert hatte.

Meine Mutter und ich waren allein in dem Haus, das sie sich nicht länger leisten konnte, und als das Foto aus einem Bündel Briefe herausrutschte, war sie oben und schlief mit einer geöffneten Flasche Valium auf dem Tisch neben ihrem Bett.

Ich nahm das Bild mit ins Wohnzimmer, saß dort lange mit überkreuzten Beinen auf dem Boden und starrte das große Schwarz-Weiß-Porträt an der Wand an, das meine Eltern an ihrem Hochzeitstag 1962 in Teheran zeigte. Sie, mit rabenschwarzem Haar und Augen wie Kleopatra, ist Elizabeth Taylor, mein Vater der blonde, etwas betreten dreinschauende Richard Burton. Ich bin mit diesem Porträt und den vielen Geschichten, die meine Mutter über die Hochzeit mit meinem Vater immer wieder gern zum Besten gab, groß geworden. Aller Augen waren auf sie gerichtet, erzählte sie mir, an dem Tag, als sie ihren *damad farangi*, ihren Bräutigam aus dem fernen Europa heiratete. Wie zum Beweis dafür, wer sie einmal gewesen war, was unser Heimatland einmal dargestellt hatte, hängte sie das Bild in jede unserer Wohnungen in Amerika, in das Reihenhaus in Terra Linda, das große Fünf-Zimmer-Haus auf den Tiburon Hills, in die Villa über der Richardson Bay. Wenn mich jemand bat, vom Iran zu erzählen, deutete ich lange Jahre zuallererst auf diese Fotografie meiner Eltern, als hätte jede Geschichte dort und in genau diesem Augenblick ihren Anfang genommen.

Und nun hatte ich ein Bild gefunden, das die Revolution, den Krieg und das Exil überstanden hatte – und noch etwas anderes: den Wunsch meiner Mutter, die Vergangenheit zu vergessen. Obwohl ich mir noch nicht vorstellen konnte, welche Geschichten das Bild zu erzählen hatte, schob ich es zwischen die Seiten eines Buchs und brachte es dreitausend Meilen weit weg.

Sechs Monate später war ich wieder in Kalifornien und saß in der Einliegerwohnung, die sich meine Mutter in ihrer Villa im Kolonialstil eingerichtet hatte. Der Rest des Hauses war nun vermietet, und sie lebte in zwei kleinen Zimmern,

die vollgestopft waren mit den ganzen Sachen, die sie nach dem Tod meines Vaters gerettet hatte. Sie wollte ihre Freunde nicht mehr zu sich bitten, weil sie sagte, sie hätte nicht einmal mehr genug Platz, um Tee zu servieren, weshalb sollte sie dann überhaupt noch jemanden einladen.

Mittlerweile hatte ich das Foto so oft angeschaut, dass ich jede Einzelheit aus dem Gedächtnis hätte zeichnen können. Wer war der Mann an ihrer Seite?, fragte ich mich wieder und wieder. Was war aus ihm geworden? Und warum hatte mir meine Mutter nie von dieser Heirat erzählt?

Sehr lange schien es mir wegen ihrer – und meiner eigenen – Trauer über den Tod meines Vaters unmöglich, diese Fragen zu stellen. Sechs Monate waren seither vergangen, und noch immer wusste ich nicht, wie ich es anfangen sollte; aber das Foto spukte ständig in meinem Kopf herum. Ich wusste nur, dass ich die Wahrheit erfahren wollte, egal wie schmerzhaft es für mich sein würde, danach zu fragen, oder für sie, meine Fragen zu beantworten.

Endlich räusperte ich mich, sagte »*Maman?*« und hielt ihr die Fotografie hin.

Sie warf einen Blick darauf, musterte mich dann prüfend, um herauszufinden, was ich, wenn überhaupt, begriffen haben mochte und was sie mir noch vorenthalten könnte, schüttelte den Kopf und nahm wieder einen Schluck Tee. »Nein«, murmelte sie schließlich und wandte den Blick von mir ab. »Das hat rein gar nichts mit dir zu tun.« Sie stellte ihre Tasse ab, riss mir das Foto aus der Hand und verließ das Zimmer.

Ich habe das Bild nicht wieder erwähnt. Aber die folgenden Tage verliefen sehr unerfreulich, weil wir beide darauf bedacht waren, uns aus dem Weg zu gehen, und ich war sehr froh, als ich wieder zurück an die Ostküste konnte. Wir rede-

ten auch noch einige Wochen danach kein Wort miteinander. Ein paar Tage nach Beginn des neuen Semesters rief sie mich dann aber an und beschuldigte mich, ich hätte in ihren Sachen herumgeschnüffelt. Sie behauptete, ich hätte ihr das Foto gestohlen – mehr gebe es dazu nicht zu sagen.

Dann begann sie mir die Kassetten zu schicken. Die erste kam im Frühling, wenige Wochen nach *No Rooz*, dem iranischen Neujahr. Insgesamt sollten es zehn werden. Das ganze Jahr saß meine Mutter allein in ihrem Haus in Kalifornien und sprach ihre Lebensgeschichte für mich in einen Kassettenrekorder. Beschriftet waren die Kassetten immer auf Persisch, und ich konnte kaum mehr als meinen Namen entziffern, als ich die erste aus ihrem Umschlag holte. Mit dem Finger fuhr ich die Schrift meiner Mutter nach, als mir plötzlich einfiel, dass ich gar keinen Kassettenrekorder besaß. Am nächsten Morgen fuhr ich in die Stadt, um mir einen zu kaufen, und so begann sich ihre Geschichte wie ein geheimes Leben zwischen uns beiden zu entfalten.

I. Kapitel

Avenue Moniriyeh

»Wenn du meine Lebensgeschichte hören willst«, begann meine Mutter Lili, »musst du erst einmal alles über die Avenue Moniriyeh, deine Großmutter Kobra, deinen Großvater Sohrab und wie es damals im Iran zugeing erfahren. Wir konnten nämlich nicht einfach machen, was wir wollten, so wie du hier – unsere Familie und die Tradition vergessen, der wir angehörten. Unser Leben war nicht so wie deins – nein.«



Bei ihrem neunten Kind konnte sich Pargol Amini endlich durchsetzen. »Sie soll Kobra heißen«, erklärte sie der Hebamme und lächelte sie aus den blutigen Laken an. »Kobra, die Große.«

Als Pargol mutig ihren Namenswunsch verkündet hatte, musterte die Hebamme sie mit strengem Blick.

Pargol Amini hatte schwarze Augen, und ihre glatten Wangen waren leicht gerötet wie Blutstropfen im Schnee, so nannte man das damals. In dem Zimmer, in dem es von den Strapazen der Geburt warm und stickig geworden war, hielt sie dem Blick der Hebamme stand.

»Kobra«, wiederholte sie, und ihre Stimme klang nicht mehr ganz so unnachgiebig, aber nach wie vor bestimmt.

Sogar das Neugeborene, ein winziges, zorniges Bündel mit einem schwarzen Haarschopf, war in dem Augenblick still. Der Duft nach Zimt und Kardamom drang aus der Küche bis zu ihnen. Die Hebamme atmete scharf ein, biss sich auf die Lippen und machte sich dann wieder daran, die geplagten Lenden meiner Urgroßmutter mit Asche zu bestäuben.

Pargols Familie hatte ihr Dorf im Süden verlassen, als sie ein kleines Mädchen war, und sie waren Hunderte von Meilen über Irans staubige, rot geäderte Hochebene gewandert, um sich in der damals noch von Mauern umgebenen Hauptstadt Teheran niederzulassen. Obwohl Pargol nicht lesen gelernt hatte und nie zur Schule gegangen war, konnte sie den Koran – und größtenteils auch die Hadithen – von Anfang bis Ende auswendig aufsagen, und zwar auf Arabisch, der Sprache Gottes.

Bei den Namen für Pargols andere acht Kinder hatte ihr Schwiegervater ein gewichtiges Wort mitzureden gehabt, sodass sie es zu einer eher langweiligen Aufzählung muslimischer Namen brachten: Ali-Reza, Qasem, Fatemeh, Abolfazl, Mohammad, Ali-Ahmad, Khadijeh und Zahra. Bei der Geburt ihres neunten Kindes war ihr Schwiegervater aber bereits tot, und sie galt, obwohl gerade mal dreißig, schon als alte Frau. Und so konnte sie an diesem Tag im Jahr 1921 die Liste mit den Namen ihrer Kinder endlich mit einem Namen beschließen, der ihrer eigenen Fantasie entsprungen war: Kobra.

Man munkelte damals, Pargol hätte den Verstand verloren, und alle fürchteten um das Kind. Aber Kobra wuchs und gedieh und wurde zum schönsten kleinen Mädchen der Familie und dem einzigen mit Augen in der Farbe von Honig. Und weil sich zu ihrer Schönheit auch noch ein sanf-

tes Wesen gesellte, wurden alle Gerüchte über den Starrsinn ihrer Mutter und ihre eigene Tugendhaftigkeit zerstreut.

Um den Hals trug Kobra ein schwarzes Band mit einem winzigen blauen Auge, das sich in die kleine Mulde unterhalb ihrer Kehle schmiegte. Das Amulett sollte sie vor dem bösen Blick beschützen, der Pargol am Tag von Kobras Geburt verhext hatte – so sehr fürchtete sie, missgünstige Blicke könnten ihr liebstes Kind treffen.

Im Iran heißt es, solche Kinder sind die Perlen im Schatz ihrer Mütter.

Das Haus der Familie Amini stand in einem engen Gässchen, in dem gerade mal zwei Leute nebeneinander hergehen konnten, und mittendurch floss ein *joob*. So hießen die offenen Kanäle, die Teheran früher von Norden nach Süden durchzogen. Kalt und klar entsprang das Wasser dieser Kanäle am Fuß des Damavand, einem Vulkan mit schneebedecktem Gipfel im Norden der Hauptstadt. Wenn es aber schließlich Pargols Haus in der Nähe des alten Stadttors im Süden der Stadt erreicht hatte, floss es nur noch zäh vor lauter Schmutz und Unrat dahin. Es verging kaum ein Tag, ohne dass einer der Jungen, die sich in der Stadt herumtrieben, in einen dieser Bäche fiel und mit nassen, schmutzigen Kleidern nach Hause kam – wofür er sich zweifellos Prügel einhandelte, weil jeder wusste, dass es in den *joob* nur so von Typhus-, Diphtherie- und anderen Krankheitserregern wimmelte und man ihnen oft genug verboten hatte, dort zu spielen.

Falls sich eine Frau damals überhaupt auf die Straße wagte, tat sie das immer in der Angst, ihre Schleier könnten mit dem Wasser der Kanäle in Berührung kommen und dadurch *najes*, also unrein werden. Die fliegenden Händler jedoch bahnten sich tagaus, tagein mit ihren hölzernen Kar-

ren, auf denen sich Zwiebeln, Kräuter, Obst und Gemüse türmten, unverdrossen einen Weg durch die engen Gassen. Wenn ihre Räder in einem *joob*, einer tiefen Wagenspur oder einem Loch stecken blieben, von denen es damals in Teheran mehr als genug gab, verstummte das Geklapper der Töpfe und Tiegel kurz, bis der Hausierer seinen Karren wieder aus dem Dreck gezogen hatte. An allen Ecken und Enden der Stadt traf man auch auf langhaarige, in Mäntel gehüllte Derwische, die einem auf Schritt und Tritt Gedichte und einen Blick in die Zukunft feilboten oder Heilwässerchen anpriesen. Die Straßen gehörten den fliegenden Händlern und den Derwischen – und auch den Bettlern, die überall in den armen Stadtvierteln vor den Häusern hockten.

Das Haus unserer Familie war aus handbehauenen Ziegeln gebaut, und an den hohen Mauern rundherum rankten Geißblatt und Jasmin. Die Frauen, die in dem Haus wohnten, die Schwestern und Tanten und Mütter und Großmütter, verließen es höchstens für eine Hochzeit oder eine Beerdigung in der Nähe oder um zu einem Märtyrerschrein zu pilgern. Und diese seltenen Ausflüge unternahmen sie natürlich immer und ausschließlich in Begleitung ihrer Männer.

Einmal in der Woche hörte Pargol über die Mauern um ihr Haus den klagenden Ruf des *namaki*, des buckligen, zahnlosen Salzverkäufers, der mit seinem alten Esel, auf dessen Rücken er das Salz geladen hatte, durch die Stadt zog. Alle paar Straßen blieb er stehen, formte mit den Händen einen Trichter um den Mund, legte den Kopf in den Nacken und schrie: »*Namaki! Namaki!*« Sobald Pargol ihn rufen hörte, warf sie sich ihren Tschador über und steckte den Kopf aus der Tür, um ihren allwöchentlichen Salzklumpen zu kaufen.

Pargol hatte einen Teppichhändler namens Qoli Amini

geheiratet, besser bekannt als Qoli Khan oder auch Sir Qoli. Er war einen ganzen Kopf kleiner als seine Frau, ein Dilemma, das er seinem Charakter und seiner Weltanschauung gemäß mit einer Mischung aus Missachtung und Amüsement annahm. Jeden Tag begab sich Qoli Khan auf den großen überdachten Basar mitten in der Stadt. Dort angekommen, setzte er sich an seinen Platz neben den Obsthändlern mit ihren Bergen von Melonen, Granatäpfeln und Orangen, den Minze- und Petersiliebüscheln und den Steigen mit getrockneten Feigen und Maulbeeren. Er hockte sich auf einen riesengroßen Sack mit Salzmandeln, breitete seine Teppiche neben sich aus, damit die Leute seine Ware begutachten konnten, und verbrachte den ganzen Tag auf dem Basar, um auf Kundschaft zu warten. Mit dem bisschen Geld, das er heimbrachte, musste Pargol irgendwie auskommen.

Kobra wuchs heran, und Pargol bevorzugte sie heimlich auf tausendundeine Weise, doch ganz besonders augenfällig wurde ihre Liebe zu ihrer jüngsten Tochter, wenn der Ruf der Aderlasserin ertönte, was zweimal im Jahr geschah, einmal am Ende des Sommers, einmal am Ende des Winters. Aderlassen galt als sehr gesund und kräftigend für den Körper. Der rosige Teint, den auch noch die blassesten Menschen davon bekamen, war schließlich der beste Beweis. Doch egal wie oft man die Kinder belehrte, wie segensreich diese Behandlung war, sie flüchteten doch jedes Mal beim Anblick der Aderlasserin mit ihren Schröpfköpfen und dem Topf voller glitschiger schwarzer Blutegel, die sie auf dem Land an Flussufern sammelte.

Pargol duldete keinen Ungehorsam. Die Fäuste in die Hüften gestemmt scheuchte sie die Kinder aus ihren Verstecken überall im Haus. Ihre Söhne mussten zuerst dran

glauben, dann steckte sie den Mädchen der Reihe nach ihre Zöpfe hoch. War die Aderlasserin mit den Jungen fertig, ritzte sie die Haut der Mädchen mit einem Rasiermesser am Rücken ein und drückte ihre Schröpfköpfe auf die blutenden Schnitte oder setzte ihnen ihre Blutegel auf die bloße Haut. Kobras Geschwister brüllten oder wimmerten, je nachdem wie viel sie aushielten und wie grob sie behandelt wurden, und Pargol ertrug ihre Qualen stets scheinbar ungerührt. Doch sie hätte es nicht ausgehalten, ihre jüngste Tochter weinen zu sehen. Also blieb Kobra Jahr für Jahr unbehelligt in ihrem Versteck hinter der Wasserzisterne im Keller, wohin sie sich immer verkroch.

Als Pargol dann auch noch beschloss, die elfjährige Kobra aus dem Haus zu schicken und einen Beruf erlernen zu lassen, konnte nicht einmal mehr die lange Geschichte ständiger Bevorzugungen verhindern, dass die Leute sich das Maul zerrissen. Ein Mädchen hatte im Haus seines Vaters zu bleiben, bis es verheiratet wurde, und auch die weniger frommen unter den Verwandten fanden, dass ein Beruf für Frauen reine Verschwendung sei. Doch bald nach Kobras elftem Geburtstag erklärte Pargol es für äußerst unwahrscheinlich, dass das Mädchen als letzte ihrer vielen Töchter einen Mann finden würde. Aus diesem Grund, so sagte sie, sei es unumgänglich, die kleine Kobra auf eine Schule für Schneiderinnen zu schicken.

Hinter vorgehaltener Hand wurde behauptet, Pargol wolle dieses Kind für sich behalten und dass deshalb von all ihren Töchtern ausgerechnet Kobra zum Lernen und Arbeiten aus dem Haus geschickt wurde. Fortan konnte man also Kobra jeden Morgen sehen, wie sie sich auf den Weg in die Stadt machte, das Kopftuch unter dem Kinn verknotet, den Korb mit Stoffen und Nadeln in der einen und einen kleinen

Blechtopf mit Reis und einer dicken Soße in der anderen Hand.

Dreizehn Schülerinnen waren in ihrer Klasse, und die anderen zwölf kamen alle aus Familien, die ärmer waren als ihre eigene. Trotzdem fand sie unter diesen Mädchen, mit denen sie auf dem Boden hockte und lernte, ihre ersten Freundinnen. Ihre Lehrerin, Malekeh Khanoom oder »Mrs. Queen«, war eine rundgesichtige Witwe mit langem, hennarotem Haar und zahllosen goldenen Armreifen, die an ihren Handgelenken klimperten. Sie lachte gern und viel mit den Mädchen. Vormittags brachte sie ihnen Nähen bei, am Nachmittag Sticken. Weil sie lauter feine Stoffe in die Hand bekamen – Samt und Seide, Crêpe de Chine, Voile und Georgette –, vermutete Kobra, dass sie die Kleider für die vornehmen Damen aus der Stadt nähten. Fasziniert strich sie mit den Fingern über die prächtigen Stoffe, die in großen Ballen an einer Wand in Malekeh Khanooms Keller gestapelt waren, und versuchte sich vorzustellen, wie diese Kostbarkeiten den Körper umschmeichelten.

Malekeh Khanoom zeigte den Mädchen, wie man mit den Händen Maß nimmt, indem man seine Finger wie einen Fächer öffnet und von der Daumenspitze bis zur Kuppe des kleinen Fingers rechnet. Eins, zwei, drei ... Üppige Formen sollten noch einige Jahre in Mode sein, und eine Taille, die drei ausgestreckte Handbreit maß, galt zu der Zeit, als Kobra in Malekeh Khanooms Keller das Schneiderin lernte, als ideal. Die Mädchen passten genau auf, wie ihre Lehrerin es ihnen vormachte, um dann zunächst noch sehr schüchtern mit den eigenen Händen an den Stoffen Maß zu nehmen, die Malekeh Khanoom vor ihnen ausgebreitet hatte. Eins, zwei, drei ... Sie sahen ihre Meisterin fragend an, um sich zu vergewissern, ob sie es richtig gemacht hatten, und erst wenn

die Lehrerin zufrieden nickte und jede von ihnen anlächelte, schnitten sie eine nach der anderen ihren Stoff mit Malekeh Khanooms einziger Schere zu.

Die Mädchen trugen baumwollene Pluderhosen und darüber *sheleeteh*, diese kurzen Volantröcke, die auf äußerst sonderbare Weise ins Land gekommen waren. Einer alten Geschichte zufolge bekam ein Kadscharen-König irgendwann im neunzehnten Jahrhundert die Fotografie einiger französischer Ballerinas in die Hände und war von deren Anblick so begeistert, dass er umgehend nach Frankreich aufbrach. Während dieser Reise wurde er zu einem eifrigen Förderer des Balletts und brachte es nebenbei zu enormen Rechnungen in den Pariser Bordellen, die er beglich, indem er der französischen Regierung das Anrecht auf archäologische Expeditionen nach Persien verkaufte und den Franzosen außerdem noch gestattete, sämtliche Artefakte zu behalten, die sie ausgraben sollten. Nach seiner Rückkehr in die Heimat ordnete der Kadscharen-König an, dass alle Frauen in seinem Hofstaat in Zukunft Tutus tragen mussten. Aus Gründen der Sittsamkeit zogen die iranischen Prinzessinnen zu den Seidenröckchen lange Tuniken und weite Hosen an oder weiße Strumpfhosen darunter. Der persische Name für die Röcke, *sheleeteh*, versucht das Rascheln wiederzugeben, das zu hören war, wenn sie die Damen in den Palästen der Kadscharen zum Tanz trugen.

Seit die Kadscharen von der Pahlavi-Dynastie abgelöst wurden und westliche Kleidung nicht nur in Mode kam, sondern gewissermaßen vom König verordnet wurde, trugen nur noch arme Frauen *sheleeteh*, die aber aus grober Baumwolle, nicht aus Seide waren und deshalb auch nicht mehr bei jeder Bewegung so schön raschelten. Der einzige *sheleeteh* meiner Großmutter war apricotfarben, und sie hatte ihn von

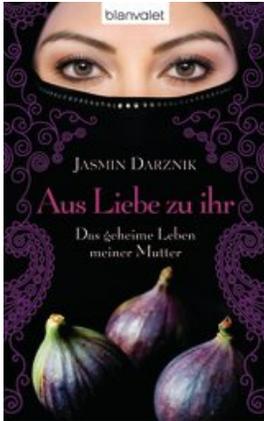
ihrer Mutter Pargol bekommen, die in dem Röckchen viele Jahre zuvor die Wüste durchquert hatte.

Manchmal schenkte Malekeh Khanoom ihren Schülerinnen Stoffreste von den Kleidern, die sie genäht hatten. In ihrem ersten Monat an der Schule hatte sich Kobra zwei Stücke Voile ausgesucht und daraus zwei Schals genäht. Der eine war blau wie das Ei eines Rotkehlchens, der andere dunkelrot wie ein Granatapfelkern. Weil sie keine echten Perlen oder Goldmünzen zum Verzieren hatte, bestickte sie die Schals mit winzigen türkisfarbenen Glasperlen und schenkte sie beide Pargol, die sie von da an mit großem Vergnügen und nicht wenig Stolz trug – einen Tag den blauen Schal, am andern den roten.

Im ersten Jahr ging Kobra als Lehrling in Malekeh Khanooms Schule, aber sie stellte sich so geschickt an und war so fleißig, dass sie schon im zweiten Jahr die Gehilfin der Meisterin und im dritten Jahr selbst Lehrerin wurde.

Eines Nachts machte Kobras Bruder Ali-Ahmad, ein Spieler, einen Vorschlag, der das Leben meiner Großmutter für immer verändern sollte. Als er wieder einmal sehr viel Geld verloren hatte – es war wohl der größte Verlust in seiner langen, unrühmlichen Karriere –, wandte sich Ali-Ahmad an den Gewinner und sagte: »Du kannst dafür meine Schwester zur Frau haben.« Er ließ sich nicht dazu herab, ihren Namen zu erwähnen, sondern fügte nur noch »die jüngste« hinzu.

Ali-Ahmad wusste sehr gut, dass sein Freund Sohrab mehr als einen Grund hatte, sein Angebot anzunehmen; vermutlich haben sie aber weder in dieser noch in irgendeiner anderen Nacht darüber gesprochen. Ob Ali-Ahmad es bereut hatte, konnte später kein Familienmitglied mehr sagen. Sie erinnerten sich nur daran, dass große Freude herrschte, als er



Jasmin Darznik

Aus Liebe zu ihr

Das geheime Leben meiner Mutter

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 400 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-37717-6

Blanvalet

Erscheinungstermin: Dezember 2011

Das Opfer einer Mutter. Die Suche einer Tochter. Das Geheimnis einer Frau.

Als Jasmin nach dem Tod ihres deutschen Vaters ein altes Hochzeitsfoto entdeckt, auf dem ihre Mutter Lili neben einem fremden Mann steht, spricht sie sie darauf an, doch ihre Mutter hüllt sich in Schweigen. Einige Zeit später erhält Jasmin zehn Kassetten, auf denen die aus dem Iran stammende Lili ihre Lebensgeschichte erzählt. Jasmin lernt eine ihr völlig fremde Frau kennen – ihre tragische Vergangenheit und ihre unglückliche Zwangsehe mit einem älteren Mann. Sie taucht ein in eine ferne, exotische Welt, wo für Frauen andere Regeln gelten – und wo die andere Tochter lebt ...



[Der Titel im Katalog](#)